

Nr. 109 Bromberg, den 13. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

IX.

Es konnte keine Rede mehr sein von abendlichen Vergnügungen, von heitern Privatgesprächen, von etwas, was nicht mit der Firma Clifford zusammenhing. Robertson hatte aus Frisco keine guten Nachrichten mitgebracht. Der amerikanische Schatzmeister widersprach einer Bewilligung von 25 Millionen Dollars zur Bekämpfung der Prohibition. Immer neue Argumente, Amerikas Trockenlegung aufzuheben, tauchten auf.

Henderson u. Co. arbeiteten fieberhaft. Die Kurse sprangen wild und unberechenbar, stießen wie in einer letzten Kraftanstrengung in die Höhe, um dann in einem scheinbar unaufhaltsamen Fall herunterzugleiten. Die Manhattanbank, der Firma Clifford eng verbunden, begann leise zu wanken.

Eines Tages war ein Mann im Privatkontor erschienen, der sich bereit erklärte, einige Fabriken der Firma zu kaufen. Robertson ließ ihn gar nicht so weit kommen, ein Preisangebot zu machen. Aber es war ein deutlicher Beweis, wie sicher Henderson u. Co. an ihren Sieg glaubten. Die großen Bestellungen, die die Restaurants um diese Zeit zu tätigen pflegten, blieben aus.

„Wir müssen jeden Dollar anspannen, Mr. Solm, damit der Wagen weiter läuft" — sagte Robertson zu Reginald — „wir dürfen nicht davor Halt machen, das Privatkapital anzugreifen."

„Wir wollen einen Vorstoß gegen Henderson unternehmen" — erwiderte Reginald.

„Die Reklame muß verdoppelt werden, man muß der Masse einhämmern, daß auf der Limonade die Volksgesundheit und die Schönheit des Körpers aufgebaut ist!" — rief Gloria Smith.

„Ein gutes Wort, Miß Gloria — die Schönheit! Menschen, die Alkohol trinken, werden häßlich, das wird besser wirken, als alles andre", stimmte Robertson zu.

Reginald lief hin und her. „Ich habe eine Idee! Man muß ein Plakat herausbringen, ein schönes junges, gesundes Mädchen, voll natürlicher Kraft, die ein Glas Cliffordsche Limonade trinkt! Dieses Gesicht muß bekannter werden, als das Bild von Mary Pickford."

„Ausgezeichnet, mein lieber Reginald, ein Symbol gesunder Schönheit — sozusagen. Sie sind doch Maler — entwerfen Sie es. Es muß etwas Neues sein! Haben Sie schon ein Vorbild?" Reginald lächelte spitzbübisch. „Ich dachte mir — das Bild könnte so aussehen — wie — Gloria Smith."

Verblüfft sah ihn Robertson an. „Großartig, Mr. Reginald, großartig! Fangen wir doch gleich an."

„Um Gotteswillen — ich bin doch keine amerikanische Schönheit! Nächstens werden Sie mich noch zum Filmstar machen wollen!"

„Sie werden zahllose Angebote erhalten! Sie werden die populärste Frau von Amerika werden! Morgen früh beginnen die Sitzungen!" Reginald war Feuer und Flamme für seine Idee.

Die ersten Wochen in Newyork hatten ihn verwandelt. Allerdings waren es wohl nur die Eigenschaften, die bisher unbefruchtet in ihm geschlummert hatten, die sich jetzt entwickelten. Er begann Freude an der Arbeit zu bekommen. Wenn Robertson ihn lobte, strahlte er, verwickelte Gloria in lange Gespräche über dieses und jenes, wunderte sich immer wieder aufs neue, wie sie ihm schlagfertig antwortete, ihn durch ihre Einwände auf Gedanken brachte, die auszusprechen für ihn ein neues, stolzes Vergnügen war. Ihr Umgang wurde für ihn eine Quelle der Energieentfaltung und Freude an der Arbeit. „Sie sind der beste Kamerad von der Welt" — hatte er erst gestern ausgerufen. Und heute kam Lilo — kam die grand-mere und Charles Rison. Das Kabeltelegramm lag am Morgen auf seinem Schreibtisch, und es kam ihm vor, als sei der Dampfer in einer Rekordzeit gefahren, so unerwartet schnell erschien ihm ihre Ankunft.

Natürlich freute er sich. Aber ein Verwundertsein schwang mit, daß diese Freude nicht noch viel größer, viel überwältigender war.

„Lilo kommt heute — Lilo kommt heute" — wiederholte er sich immer wieder. Aber wie oft er es auch zu sich sagte, dieses himmelstürmende Glücksgefühl, das er sonst beim Gedanken an sie empfunden, blieb aus.

Er hatte sich so daran gewöhnt, deutsch zu sprechen — mit Gloria sprach er nur noch deutsch —, daß der Gedanke, französisch parlieren zu müssen, ihm fatal war. Und doch wäre es falsch, zu sagen, daß er Lilo weniger geliebt hätte. Sie blieb ihm das Idol von Schönheit und Glück, von Vornehmheit und Ausruhen. Nur freilich, für das Geschäft würde sie kein Interesse gewinnen, nein, das konnte man von ihr nicht erwarten.

Die sprungbereite Anspannung der Arbeit nahm ihn so gefangen, daß er beinahe die Zeit versäumt hätte, da der Dampfer an den Piers anlegen sollte. Nun rasch hinunter zum Hafen!

Wo war die besinnliche Ruhe, mit der er früher alle Dinge behandelt? Gefressen von der Hast des Tages. Und doch — es war schön, dieses Ausnutzen jeder Sekunde. Das Leben hatte Wert, denn es bekam ein Ziel!

Der Lift surrte schon durchs zwölfte Stockwerk, als ihm einfiel, daß er ja vergessen habe, Gloria mitzuteilen, daß er für heute fortgehe und nicht wiederkommen könne. Das ging ja nicht. Er schaltete den Lift um, der pfeifend emporstieg.

„Fräulein Gloria, ich muß zum Hafen — ja — Angehörige von mir treffen ein." Beinahe hätte er „meine Braut" gesagt. Er war froh, diese Klippe umschifft zu haben. Wie konnte er von seiner Braut sprechen, da Gloria doch wußte, daß er verheiratet war.

Sein Rolls-Royce raste durch die alten Einwandererstraßen dem Hafen zu. Da war der Dampfer schon. Die

kleinen Schlepper bugsierten ihn heran. Die Goldbuchstaben blitzten. „L'Espoire".

Der Name schien ihm eine gute Vorbedeutung. Nun konnte man schon die Gestalten der Reisenden, die an Deck standen, unterscheiden. Tausend Taschentücher wehten von Land und Schiff. Die Bordkapelle spielte. Wie alle anderen suchte Reginald sich in dem Gedränge bemerkbar zu machen, hob die Hände in die Höhe, winkte mit den Blumen. Die Augen flogen über Deck, musterten die Gestalten. Plötzlich sah er sie. Sie bildeten eine kleine Gruppe, die in lebhafter Unterhaltung auf dem höchsten Deck stand.

Die grand-mere, über die Reling gebeugt, spähte durch ihr Lorgnon. Statt unter dem antiken Kapotthütchen, stahlen sich jetzt die Silberlöckchen unter einer kecken Baskenmütze hervor.

Lilo stand mit dem Rücken zum Ufer und drehte nur manchmal den Kopf, als sei es noch zu früh, sich zu bemühen. Um sie herum einige Herren in hellen eleganten Anzügen — Reisebekanntschaften.

Jetzt kam das Schiff näher... Reginald atmete auf. Charles Rison schien also doch nicht mitgekommen zu sein. Aber da sah er ihn schon. Er saß auf einem Stapel nagelneuer gelber Lederkoffer und ließ die Beine baumeln. Seine Brille funkelte in der Sonne, wie die Augen einer Kobra. Er trug einen grünlichen Sportanzug mit Knickerbockers.

Reginalds Blicke suchten wieder Lilo. Sie hatte sich umgewandt und sah auf den Anlegeplatz. Ein großer schlanker Herr sprach über ihre Schulter auf sie ein.

Endlich erkannte sie ihn. Hob ein wenig die Hand, winkte mit dem hellen schmalen Handschuh, lächelte, warf noch einige Worte dem eleganten Herrn zu, und ging dann mit der grand-mere der Treppe zu.

Fünf Minuten später legte das Schiff an.

Es war schwer, unter all diesen von der Wiedersehensfreude erfüllten Menschen Aufsehen zu erregen. Aber der grand-mere gelang es. Sie hob sich zierlich auf die Zehenspitzen — der Rock ihres jugendlichen Kostüms bedeckte knapp — aber auch ganz knapp — die Knie und — einen Schwall von französischen Ausrufen flötend — umarmte sie Reginald. Faßte seinen Kopf mit ihren Händen und drückte ihm zärtliche Küsse auf die Wangen, wobei über ihr rundes Gesicht, das Reginald in der hellen Sonne wie emailliert erschien, lustige Tränchen kollerten.

Endlich kam er dazu, Lilo zu begrüßen. Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Ich freue mich, dich wiederzusehen, Regi! Darf ich vorstellen — eine Reisebekanntschaft — Monsieur d'Hericourt. Er hat sich unser angenommen." Der smarte Pariser, in einem übereleganten Ulster, tauchte hinter Lilo auf.

„Ah — Monsieur Solm, wenn ich nicht irre. Mademoiselle de Pirelle hat mir viel von Ihnen erzählt. Ich hoffe, wir werden uns näher kennenlernen, Monsieur Solm." Er machte eine kleine Verbeugung. „Ich muß mich um mein Gepäck kümmern, auf Wiedersehen!"

Charles Rison stand plötzlich da, als sei er mit einem Lift aus dem Boden heraufgekommen. „Na, wie geht's? Läuft alles programmäßig?"

Reginald maß ihn mit einem feindseligen Blick. „Ich wußte gar nicht, daß Sie mitkommen wollten, Herr Professor!"

Charles Risons dürre Hände ringelten sich umeinander. „Aber natürlich, Monsieur. Werde Sie doch nicht im Stiche lassen. Meine Praxis in Rouen — nicht so wichtig, nicht halb so wichtig. Oh — es tut mir leid, daß Sie von mir dachten, ich würde Ihnen nicht behilflich sein." Er zog Reginald einen Schritt beiseite. „Diese Person, Sie wissen, Sie wissen ja — ist in Lugano. Habe noch vor der Abreise einen Brief erhalten. Es geht alles in Ordnung, Monsieur, alles in bester Ordnung."

„Wo ist dein Wagen, Regi, ich habe ein wenig Kopfschmerzen", klagte die grand-mere.

Reginald faßte Lilo unter den Arm. „Ich freue mich ja so, daß du da bist, Lilo!" sagte er; aber es kam ihm vor, als müsse er sich ein wenig dazu zwingen.

„Du siehst blaß aus, Reginald."

„Viel zu tun, Lilo. Du weißt ja, der Wahlkampf, die Leitung des Hauses..."

„Diese Häuser sind hoch, aber häßlich", unterbrach ihn die grand-mere. „Weißt du, Reginald, daß wir unser Palais verkauft haben?"

„Hoffentlich bewohnen wir ein eignes Haus, es muß niederdrückend sein, zur Miete zu wohnen", meinte Lilo.

„O Gott — Limonade!" Charles Rison saß mit hochgezogener Stirn und offenkundigem Spott um die Mundwinkel da — „Limonade kann doch unmöglich so viel Arbeit machen."

Es war ein seltsam überstürztes, unharmonisches Ereignis — diese Ankunft der Familie Pirelle. Reginald war verwirrt — verwirrter, als er zum ersten Male an der Seite Robertsons diesen Weg gefahren war.

*

Vier Wochen waren vergangen, seit die „L'Espoire" an den Piers festgemacht hatte. Reginald hatte wenig Zeit gehabt, mit Pirelles zusammen zu sein. Es war merkwürdig, immer, wenn er vorhatte, Lilo aufzusuchen, kam Gloria Smith mit einigen wichtigen Briefen, die sofort beantwortet werden mußten, oder Robertson bat ihn dringend, ihn zu einer Konferenz zu begleiten, auf der er einflußreiche Persönlichkeiten kennenlernen sollte.

Immer häufiger kam der Boy mit den Blumen und einem entschuldigenden Absagebrief ins Boardinghaus zu Pirelles.

Auch heute war statt Reginalds ein Korb duftenden Flieders gekommen.

Charles Rison setzte sich in einen Stuhl und rieb bedächtig das Kinn. „Es ist etwas gegen uns im Werk, Ninon. Aber das Unangenehme ist, daß ich nicht weiß, was es ist. Er vernachlässigt Lilo." Er wandte sich an Lilo, die in einer illustrierten Zeitschrift über Flugzeugbau, für den sie in letzter Zeit ein lebhaftes Interesse bekundete, blätterte. „Es würde mich freuen, Lilo, wenn du zuhören würdest", fuhr er mit erhobener Stimme fort.

Lilos kühler Blick traf ihn geringschätzig. „Ich weiß gar nicht, wieso gerade Sie sich um alles kümmern. Warum Sie überhaupt mit nach Amerika gekommen sind."

Er nahm ihr die Zeitschrift aus der Hand und schwenkte sie durch die Luft.

„Ich höre aus deinen Worten Andre d'Hericourt sprechen, meine Liebe! Diesem Prahlhans ist es unangenehm, daß ich seine Absichten durchschaue. Aber ich rate dir, einen anderen Ton gegen mich anzuschlagen. Deine Großmutter wird sonst so freundlich sein, dich aufzuklären, daß ich doch einiges Recht habe, mich um euer Wohlergehen zu kümmern!"

Beschwörend hob die grand-mere die Hände. „Vertragt euch doch, Kinder — um Gottes willen, vertragt euch doch! Ich bin Charles so dankbar, daß er uns nach diesem langweiligen Nest begleitet hat. Du scheinst vergessen zu haben, Lilo, daß er diesen Plan, der dich zur reichen Frau machen wird, eingeleitet und mit bewunderungswürdigem Geschick bis heute durchgeführt hat."

Eine Weile waren im Zimmer nur die Töne eines Gassenhauers zu hören, den Charles durch die Zähne pfiff. Mitten im Refrain brach er ab. „Was fällt dem Reginald ein, sich auf einmal zu gebärden, als sei seine Arbeit wichtiger als wir? Es muß etwas geschehen. Ich muß ihm den Standpunkt gründlich klarmachen. Ich habe nicht Lust, mir Masche um Masche aus den Fingern gleiten zu lassen. Ich werde in sein Kontor fahren, und du, Lilo, wirst mich begleiten, oder hast du vielleicht eine interessantere Verabredung?"

„Ihr Spott trifft mich nicht, Monsieur Rison. Ich werde Sie — zu meinem Bräutigam mitnehmen."

Die grand-mere war schon am Telephon, um den Chauffeur zu verständigen, daß er vorfahren solle.

(Fortsetzung folgt.)

„Laßt uns von dem Alten,
was gut dran war, behalten.
Aber auf dem neuen Grund
Neues wirken jede Stund."

Goethe

Studien im Buche der Vergangenheit.

Einblicke in die Arbeitsweise des Altertumsforschers.

Von Sir Flinders Petrie.

Will ein Altertumsforscher Erfolg haben, so muß er nicht nur wissen, wo er seinen Spaten anzusetzen hat, sondern sich auch auf manche nebensächlich erscheinenden Dinge verstehen, wie z. B. die Anwerbung geeigneter Arbeiter, die Sicherstellung der gefundenen Gegenstände und ihre richtige Deutung. Andernfalls richtet er vielleicht nicht wieder gutzumachenden Schaden an. Ich kenne z. B. einen Gelehrten, der sich vornahm, den Friedhof einer alten Großstadt auszugraben. Er grub lange und mit Eifer, fand aber nicht das Geringste. Er verstand es eben nicht, die sich zeigenden Spuren und die Erfahrungen anderer Forscher auszuwerten. Andernfalls brachte mir einmal ein Araber eine offensichtlich altgriechische Statuette. Ich erkundigte mich, wo er sie gefunden habe, verwandte mehrere Tage auf eine Durchsuchung der betreffenden Stelle und entdeckte so Naukratis, das übervoll war von bemalten Töpferarbeiten.

Der Schwierigkeiten bei derartigen Arbeiten und der Enttäuschungen sind viele, doch darf der Archäologe nie die Hoffnung aufgeben. Hat er 99 Gräber geöffnet und leer gefunden, so entschädigt ihn vielleicht das hundertste für alle Mühe. Das zeigte sich bei unserer Freilegung des Tempels von Meraneptah. Dem Anschein nach enthielt er nichts von irgend welchem Wert, aber schließlich entdeckten wir doch ein prächtiges Standbild des aus dem Exodus bekannten Pharao und die berühmte Grabsäule mit langen Inschriften. Beide waren ausgezeichnet erhalten.

Dutzende von Gräbern und Begräbnisstätten mußten bei Deschascheh freigelegt werden, bis wir unter dem letzten Kehrichthaufen in einer Ecke auf eine Vertiefung mit einem halben Dutzend Statuen stießen. Das einzige noch erhaltene Bildwerk Khufus wurde nach drei Wochen geradezu verzweifelter Tätigkeit entdeckt. Wir hatten das Standbild, aber ohne den Kopf, und viele Tonnen Erde mußten sorgfältig durchsiebt werden, bis schließlich der winzige Kopf, kaum größer als die Spitze eines kleinen Fingers, zu Tage gefördert war.

Man fragt vielleicht, wie wir einfache, ungebildete Bauern bei derartig feinen archäologischen Arbeiten verwenden können. Die Lösung ist einfach; es ist alles nur eine Frage der Organisation und des Feingefühls. Man behandele die Leute als Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk, gebe ihnen für jedes Fundstück den ihnen zustehenden Lohn; man zeige Interesse für sie und für ihre Angelegenheiten, scherze mit ihnen, aber halte auch auf genaue Beachtung aller Anordnungen. Sie folgen dann ihrem Herrn durch Wüsten und über Meere und werden sich nie beklagen, auch nicht unter den widrigsten Verhältnissen.

So mußten in Beth-pelet in Südpalästina alle Lebensmittel 30 Kilometer weit, Trinkwasser 18 Kilometer weit geholt werden. Sobald unsere Ankunft an einem Orte bekannt wurde, kamen ganze Schwärme von Arabern oft aus weiter Entfernung herbei und boten uns ihre Dienste an. Ihre Familien lagerten nicht weit von uns, nicht das Geringste wurde jemals gestohlen, und wir konnten unbewaffnet, und ohne daß es zu den leisesten Zwistigkeiten gekommen wäre, unsere Arbeit verrichten.

Eine andere höchst wichtige Frage ist die nach der Sicherung der ausgegrabenen Gegenstände. Von jedem gefundenen Stück wird alsbald eine Zeichnung oder ein Lichtbild angefertigt und die genaue Lage, Stellung und die Schicht, in der es lag, vermerkt. Aus der Gesamtheit derartiger Pläne erhält man schließlich eine Übersicht über jede Mauer und jedes Grab.

Oft stößt man auf Gegenstände, die unter dem Einfluß der Jahrhunderte völlig zerbrochen sind. Für solche Fälle haben wir das Paraffinwachs, das Allheilmittel des Archäologen, das alles wieder zusammenfügt: faules Holz, zerfallene Knochen, zarte Glasuren oder mit Blasen besetzten Stuck. Alles wird dadurch wieder fest und zäh und kann so ohne Gefahr von seinem Platz genommen werden.

Zu Beth-pelet fanden wir u. a. eine verbrannte Schachtel mit einem eingelegten Elfenbeinrand. Das Feuer hatte diesen zuerst geschwärzt und dann zu kleinen Stückchen verbrannt. Paraffinwachs machte aus allem wieder einen festen Block, den man ungefährdet fortschaffen konnte, um ihn dann sorgfältig von aller anhaftenden Erde zu reinigen.

So bekamen wir viele hundert Elfenbeinsplitter, die wieder an ihren richtigen Platz zu bringen unendliche Mühe kostete. Große Geschicklichkeit und Geduld waren nötig, aber schließlich hielten wir ein einzigartiges Stück syrischer Kunst in Händen, von dem wir wohl sagen durften, daß wir es weniger dem Boden, dem es entstammte, als unserer geduldigen Arbeit beim Zusammensetzen verdankten.

Was werden nun die ausgegrabenen Dinge, nachdem sie glücklich geborgen und für später gesichert sind, uns alles erzählen? Nur selten findet sich eine Inschrift, es kommt fast stets allein auf die richtige Deutung der Stücke an. In Ägypten wurden Hunderte von Gräbern mit Tongeräten unbekannter Art gefunden. Dadurch, daß man die einzelnen Typen Schritt für Schritt aneinander reihte, konnte man schließlich erkennen, in welcher Weise sie sich entwickelt hatten. Auf diese Weise ließen sich 50 aufeinanderfolgende Abstufungen nachweisen, und es wurde die entsprechende Geschichte bisher völlig dunkler Zeitalter ans Tageslicht gebracht.

Die schönsten bei Beth-pelet gefundenen Schmuckstücke entstammten der Zeit Salomos, die alles, was Ägypten und Babylon damals besaßen, in den Schatten stellte. Sie spiegelten den Reichtum des Königs und Kaufmanns wider, der die Handelswege des Roten Meeres und des Euphrat beherrschte. Die Festung Beth-pelet, die stärkste ihrer Art zwischen Ägypten und Palästina, die jetzt freigelegt wurde, wirft Licht auf die Politik während der Regierung Davids, auf die Feindschaft des Hebräers Joab gegen den halbhittitischen Salomo und seine tragische Ermordung durch den Führer der Leibwache.

Die wichtigste Voraussetzung für die Durchführung von Ausgrabungsarbeiten bildet aber das Vorhandensein ausreichender Geldmittel, allein schon, um Hunderte von Leuten beschäftigen zu können. Von den Regierungen ist dabei meist nicht viel zu hoffen. In den Vereinigten Staaten haben wenigstens die Millionäre noch genügenden Weitblick, in England müssen sie dagegen die Hälfte ihres Vermögens dem Staat hinterlassen. Ohne die unermüdlichen Bemühungen meiner Frau im letzten Vierteljahrhundert hätte ich mein Werk in Ägypten und Palästina nicht durchführen können. Will ein Archäologe Erfolg haben, so darf er keinen Lohn für sich beanspruchen, sondern muß zusehen, daß er einen Millionär — oder auch eine tüchtige Frau — für die Förderung seiner Arbeiten gewinnt.

Sind alle Voraussetzungen erfüllt, so lassen sich die ständigen Änderungen der Kultur erforschen, die Vorgänge, auf denen sich unsere Zeit aufbaut, die Natur des Menschen und die Geschichte seiner Leistungen. Jedes Volk besitzt unter dem Boden, auf dem es lebt, die Geschichte seiner Vorfahren; Länder wie Ägypten, Palästina und Griechenland, die einen besonderen Einfluß auf die Menschheit ausgeübt haben, bieten dabei bevorzugte Gelegenheiten für die Forschung.

Vati und die Kinderwaage.

Humoreske von **Th. v. Hanffstengel**-Gandersheim.

Vati sollte Großvati werden!

Als man ihm das süße Geheimnis ins Ohr flüsterte, meinte er, das sei fatal, aber nicht für ihn. O, wie sollte er sich täuschen! — —

Als das süße Geheimnis Wirklichkeit geworden war, hieß es, man müsse eine Kinderwaage haben. Vati verwies auf die nagelneue Haushaltswaage. Darauf gab man ihm zu verstehen, daß er in diesen Dingen ein Ignorant sei. Schließlich brachte man ihm noch in kleinen Dosen bei, daß er die Waage kaufen müsse. Die Kinder hätten kein Geld dazu. Ob er das nicht einzusehen vermöge?

Vati sah es nicht ein und kaufte die Waage. Sie kostete schweres Geld. Man fuhr ihm zum Danke ein paarmal mit weicher Hand über seinen spärlichen Haarwuchs und be-

stätigte ihm, daß er ein armer Vati sei. Das letztere sah er ein.

Eines Abends sollte das süße Wesen zum ersten Male auf die Waage gelegt werden.

Die Familie hatte sich vollständig eingefunden. Die ersten Meinungsverschiedenheiten ergaben sich bei der Frage nach dem Grade der Bekleidung des Kindes. Die Mutter, forsch und sorglos, verlangte: nackend mit leichter Mullunterlage. Der glückliche Vater stimmte unter Bedenken zu. Die Großmuer schlug die Hände über dem Kopfe zusammen: Ob man das Kind dem sicheren Tode ausliefern wolle? Die Urgroßmutter aber sagte, sie habe mal jemand gekannt — das sei in ihrer Jugend gewesen! —, der erzählte immer von einem, der sich durch kaltes Baden den Tod geholt. Aber auf sie höre man ja doch nicht. Sie wollte überhaupt lieber in die andere Stube gehen. Es sei gut, wenn man kluge Kinder habe.

Es siegte schließlich die Richtung, die für das Wiegen mit Windeln war. Das Ergebnis erregte Bedenken. Man erzielte nicht mehr als 9½ Pfund. Und dabei hatte es ohne Windeln vor drei Wochen schon 8½ Pfund gewogen!

Vati rückte bedenklich die Zigarre in den anderen Mundwinkel. Das gab Urgroßmutter Gelegenheit zu der Bemerkung, sie habe zwar nichts zu sagen, aber im Zigarrendampf könne kein Kind gedeihen. Sie habe mal einen gekannt . . .

Nun wurde Vati langsam ungemütlich. Er schnitt ihr das Wort ab, indem er die Versammelten aufforderte, zunächst einmal die Windeln zurückzuwiegen. Dagegen erhob sich erneuter Einspruch. Man könne das Kind nicht nochmal entblößen. So wurden andere Windeln geholt und gewogen. Kaum war das geschehen, so stellte der glückliche Vater, der den eben gewogenen Sprößling hielt, fest, wenn es ganz korrekt zugehen sollte, müßten die Windeln naß gewogen werden.

Darauf forderte Vati, dem die Sache allmählich zu bunt wurde, seine Frau auf, die Windeln entsprechend anzufeuchten. Mutti aber weigerte sich. Sie wisse nicht, wieviel das sein müsse. Sie sei schon gänzlich nervös geworden. Es sei überhaupt alles Unsinn, und das Beste sei, wenn sie sich nicht weiter beteilige.

Nun wurde Vati grob. Er sagte, das sei seit der Geburt des Enkelkindes der erste vernünftige Gedanke von ihr. Sie müsse aber vor ihrem Rückzuge erst noch angeben, wie sie eigentlich das Anfangsgewicht von 8½ Pfund festgestellt habe.

Mutti war entrüstet. An den 8½ Pfund sei überhaupt kein Zweifel. Sie habe auf die Haushaltswaage den Kartoffelkorb gestellt . . .

Ob sie denn die nötigen Gewichtsstücke gehabt habe?

Die meisten seien allerdings weggebracht worden. Aber sie habe erst das Fünfpfundstück genommen, dann drei Pfund Margarine und schließlich noch einige Klammern von dem Weckapparat. Das mache genau 8½ Pfund.

Ob sie den Kartoffelkorb auch zurückgewogen habe?

Jetzt wurde Mutti unsicher. Es sei damals in fürchterlicher Hetze gegangen. Das Mädchen habe schnell Kartoffeln holen müssen . . .

Mit grimmigem Hohn sagte Vati jetzt, da hätten wir es ja. Er befahl nun, das Kind zu entblößen. Man gehorchte zitternd. Die Urgroßmutter ging hinaus. Vati las ab: Das nackte Kind wog genau 8½ Pfund.

Vati wurde als Retter gefeiert. Seine Tochter fiel ihm schluchzend um den Hals. Der Schwiegersohn bot ihm eine Zigarette an und erklärte ihn für einen fabelhaften Menschen. Mutti blickte verklärt zu ihm auf. Die Urgroßmutter erschien wieder in der Tür und sagte, es sei doch gut, wenn man kluge Kinder habe.

Erst am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß Vati sich um ein Kilo verrechnet hatte.

Aber darüber soll nicht gesprochen werden.



Bunte Chronik



Eine neue Aufgabe des Harnstoffes.

Die Technik hat dem Harnstoff ein neues Anwendungsgebiet erschlossen. Harnstoff ist eine aus Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung und gelangte in der Wissenschaft dadurch zu Bedeutung, daß Wöhler ihn im Jahre 1828 aus anorganischen Verbindungen herstellte. Damit wurde der Boden für die Erkenntnis bereitet, daß zwischen den organischen und anorganischen chemischen Stoffen kein grundlegender Unterschied besteht. Harnstoff ist das letzte Stoffwechselprodukt im menschlichen und tierischen Körper, das aus dem als Nahrung aufgenommenen Eiweiß entsteht. Er wird in der Industrie im großen durch Erhitzen von Kohlendioxyd mit Ammoniak hergestellt. Wegen seines hohen Gehalts an Stickstoff dient er als beliebtes Düngemittel. Neuerdings wurde nun ein Verfahren patentiert, wonach Harnstoff als Lötmittel Verwendung findet. Dazu macht ihn sein niedriger Schmelzpunkt von nur 123 Grad geeignet. Sein Gebrauch gewährleistet eine wirkungsvolle Reinigung der Lötstelle und damit ein gutes Haften des Lötmetalls.

*

Wirksame Bekämpfung der Mückenplage.

Nach dem Einzug der warmen Jahreszeit machen sich auch bald die kleinen Quälgeister bemerkbar, die einem jede Freude an einem Ausflug nehmen können. Um die Mücken wirksam zu bekämpfen, muß man vor allem planmäßig die Brut vernichten. Das geschieht am besten durch Trockenlegung von Tümpeln und Wasserlachen, die den Insekten als Brutplätze dienen. Für diese Maßnahmen ist jetzt die geeignete Zeit gekommen. Es empfiehlt sich, kleine Wassertümpel zuzuschütten und Regentonnen usw. gut abzudecken, so daß die Mückenweibchen nicht zur Brutablage kommen. Man kann die Mückenbrut auch biologisch bekämpfen durch Einsetzen von bestimmten Fischen oder Schwimmkäfern in die in Frage kommenden Seen, oder auf chemischem Wege durch Überziehung der Wasseroberfläche mit einer dünnen Ölschicht, daß die Larven ersticken. Über die verschiedenen Verfahren der Bekämpfung und ihre Einzelheiten geben die Gesundheits- und Bezirksämter jederzeit Auskunft.

*

Der Mount Everest wächst.

Auf Grund sorgfältiger Beobachtungen und Messungen haben englische Gelehrte festgestellt, daß das Himalaya-Gebirge sich in ständiger Hebung befindet. Über die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung gehen die Meinungen weit auseinander. Schätzungsweise hat sich das Gebirge in den letzten tausend Jahren um etwa 200 Meter gehoben. Der Gipfel des Mount Everest wird also seinen Eroberern ständig weiter entrückt.



Lustige Ecke



Kleiner Irrtum. Der Schrattbauer ist krank geworden und muß vom Felde weg ins Bett. Die Bäuerin ist naturgemäß sehr besorgt, und als der Bauer zu fiebern anfängt, holt sie den Doktor. Der Doktor kommt und stellt fest, daß der Bauer einen schweren Grippeanfall hat. Ein Fieberthermometer ist nicht im Hause. „Na, Bäuerin", sagt der Doktor, „dann müssen wir mal in die Stadt. Lassen Sie anspannen und besorgen Sie aus der Stadt ein Thermometer." Die Bäuerin läßt anspannen und fährt in die Stadt. Sie hat aber inzwischen den Namen für das Instrument vergessen und bringt ein Barometer mit. Das wird nun benutzt. Andern Tags kommt der Doktor.

„Na, wie geht's dem Bauern?"

„Schlecht", sagt die Bäuerin traurig, „naß und windig."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.